

Sosehr auch der nächste Kirchentag in dieser Hinsicht nicht viel anders aussehen wird und nicht aussehen kann, er wird anders sein als dieser, schon wegen des kirchlich und religiös anderen Kontexts in den neuen Bundesländern. Aber vielleicht nicht nur in dieser Hinsicht. Mit 125 000 Dauergästen und 170 000 Teilnehmern insgesamt war Hamburg ein *Kirchentag der Superlative*, mit 22 Millionen DM Ausgaben auch ein *teurer Kirchentag*. Inwieweit man sich in Zukunft angesichts des verbreiteten Sparzwangs in der evangelischen Kirche einen Kirchentag dieser Größenordnung noch leisten können, fragte sich in Hamburg mancher. Manches hängt auch vom wohlwollenden Interesse der zuständigen kommunalen Politiker und Behörden ab, das offenbar immer weniger als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann.

Den allgemeinen Trends auf kirchlichem Gebiet folgend, hat sich der Kirchentag bereits verändert: Er ist z. B. älter geworden. Nicht nur daß die vereinzelt Träger violetter Halstücher der Friedensbewegung – die Tücher wirkten wie wohl gehütete Reliquien besserer Kirchentagszeiten – in die Jahre gekommen sind. Nach offiziellen Angaben der Kirchentagsleitung waren nur noch knapp 52 Prozent der Teilnehmer unter 29 Jahren, vor zwei Jahren beim Münchener Kirchentag (vgl. HK, Juli 1993, 350) traf dies noch für 61 Prozent zu.

Die schiere Größe allein des Kirchentags ließ in Hamburg niemanden jubeln. Nicht nur, daß Kritiker den Wein der großen Zahlen verwässerten, indem sie kleinlich nachrechneten, wieviele kirchliche Hauptamtliche denn unter den Kirchentagsbesuchern seien und daß *Borussia Dortmund* nach dem Gewinn der Deutschen Fußball-Meisterschaft am Kirchentagssonntag auf einen Schlag ein Mehrfaches an

begeisterten Fans auf die Beine brachte als das Hamburger Protestantentreffen. Die Kirchengesteuern und die damit unumgänglichen Ausgabenkürzungen auf allen Gebieten haben das protestantische Selbstbewußtsein in Deutschland angeknackst. Irgend etwas muß sich ändern, aber was genau und wen es treffen wird, das weiß niemand. Um so größer ist die Vielstimmigkeit derer, die bei den anstehenden Entscheidungen ein Wörtchen mitreden möchten.

Ein erheblicher Teil der Kritik am Hamburger Kirchentag dürfte insofern auch nicht durch dessen realen Verlauf gerechtfertigt sein. Man ist dünnhäutiger geworden, der Ton wird schriller, man sucht nach Schuldigen. Viele wollen es immer schon gewußt haben. Natürlich kann man sich bei Veranstaltungen dieser Größenordnung immer auch fragen, warum der eine oder andere Redner nicht aufgetreten ist, ob das eine oder andere Thema wirklich so wichtig ist – entscheidend jedoch ist: Die Kritik am Kirchentag beginnt wohlfeil zu werden, irgend etwas ist immer dran. Ob die Probleme tatsächlich vermeidbar sind, wie Alternativen aus sähen, danach wird nicht ernsthaft gefragt.

Es ist wie bei einem Wirtschaftsunternehmen in schwerer Lage: Die Kritik an Personen, Produkten und Programmen ist dann am größten, wenn die Zahlen nicht stimmen, nicht unbedingt dann, wenn die Probleme mit den Personen, Produkten und Programmen tatsächlich am größten sind. Wenn die Zahlen stimmen, tröstet man sich über die fällige Kritik allzu gerne großzügig hinweg. Ohne falsche Gesundheitsbeterei wird man daher sagen können: Die Stimmung unter Protestanten in Deutschland ist schlechter, als es durch den Verlauf dieses Kirchentags gerechtfertigt wäre.

Klaus Nientiedt

„Ich muß nicht nur ich sein“

Fragen zur religiösen Lage an den Hamburger Theologen Fulbert Steffensky

Religion erweist sich langlebiger als der in kirchlichen Gemeinschaften überlieferte und gelebte Glaube. Aber auch letzterer wandelt sich unter den Bedingungen einer individualisierten, traditionellen kirchliche bzw. konfessionelle Unterscheidungslinien auflösenden Kultur. Zur religiösen Lage in nachchristlicher bzw. nachkonfessioneller Zeit befragten wir den Hamburger evangelischen Religionspädagogen Fulbert Steffensky. Bis Ende der sechziger Jahre gehörte Steffensky als Benediktiner der Abtei Maria Laach an. Die Fragen stellte Klaus Nientiedt.

HK: Bei der Einschätzung der Lage von Religion in den westlichen Gesellschaften stößt man heute – in unterschiedlichen Gewichtungen – auf zwei Tendenzen: Die einen sagen, Religion insgesamt habe radikal an Bedeutung verloren, ob sie dies nun Säkularisierung nennen oder nicht. Die anderen sprechen davon, daß weniger die Religion insge-

samt, als vielmehr eine bestimmte Spielart, nämlich die in den großen Kirchen beheimatete Gläubigkeit, an Bedeutung eingebüßt hat. Welches der beiden Denkmodelle ist am ehesten dazu geeignet, die Lage zu deuten?

Steffensky: Man kommt gar nicht umhin, dem letzten der beiden Erklärungsmodelle zuzustimmen. Religiosität hat

zugenommen. Es kann sein, daß die offizielle, d. h. die kirchlich verfaßte Religiosität abgenommen hat; aber die nicht verfaßte quillt aus allen Löchern. Und zwar gerade in der Stadt, also in dem säkularen, traditionsfreien Gebilde, oder auch in der Universität – überall ist man religiös.

HK: Demoskopen weisen dagegen auf den engen Zusammenhang von kirchlich-gemeindlicher Praxis und Religiosität hin. Manche von ihnen bestreiten daher die Existenz von so etwas wie einer nach- bzw. außerkirchlichen Religiosität.

Steffensky: Es hängt viel davon ab, was man Religiosität nennt. Vielleicht zählen die Kirchen viele Erscheinungen nicht zu dieser neuen Religiosität, z. B. das neue Gesundheitsbewußtsein, das Körper- und Psychobewußtsein. Diese haben aber religiöse Züge. Es werden alte Kulte revitalisiert, z. B. keltische. In unseren Bereichen nicht beheimatete Gestalten von Religionen nehmen an Bedeutung zu. Man geht in die indianische Schwitzhütte, man liest im tibetanischen Totenbuch.

„Züge alter Religiosität verblassen und neue Konturen entstehen“

HK: Kirchenvertreter würden vermutlich einwenden, daß solchen Formen von Religiosität der Bekenntnischarakter fehle, die gemeinschaftliche Form, in der sie gelebt wird...

Steffensky: Religion ist in der Tat gekennzeichnet durch Bekenntnis, Wissen, Ethos und Ritual. Aber es gibt nicht nur im außerkirchlichen Bereich, sondern auch im innerkirchlichen eine neue Wissensvernachlässigung. Der Gesamtzusammenhang von Religion tritt zurück. Zugänge zur Religion werden willkürlich und gehen an den offiziellen kirchlichen Erwartungen vorbei. Es gibt immer mehr „Häresie“ im Bergerschen Sinn, also den Zwang zu individueller Auswahl aus den traditionellen Beständen. Es gibt eine neue Entethisierung von Religion – innerhalb und außerhalb der Kirche. Moderne Phänomene wie Individualisierung und Differenzierung gelten für die Religiosität innerhalb und außerhalb der Kirche.

HK: Nun ist im Raum der Kirchen beides anzutreffen: Es gibt weiterhin – gerade wenn man an die katholische Kirche denkt – die Vernachlässigung des Subjekts, die Bestreitung der Legitimität von Individualisierung. Es gibt aber auch – auf dem Hamburger Kirchentag war dies ein viel gehörtes Thema – Versuche, sich auf die Gemeinschaftlichkeit im Glauben zu besinnen. Bedeutet dies nicht die Quadratur des Kreises?

Steffensky: Man muß heute genau überlegen, für welchen Kontext man spricht. Wir haben es mit einer merkwürdigen Gemengelage zu tun. Die einen kämpfen noch um die Befreiung des Subjektes und die anderen – wir erleben es oft in der Großstadt Hamburg – sind ihrer selbst überdrüssig und

fragen nach mehr als nach sich selbst. Ein Beispiel: auf dem Kirchentag hatten wir eine Veranstaltung, die eine Art Katechismusunterricht für Erwachsene war. Viele der Fragen und Probleme, die da kamen, waren völlig verschieden von denen, die sich normalerweise in Hamburg stellen. Vergangene Fragen für Hamburg! Dabei will ich diese Stadt keineswegs als produktives Religionsmodell verstehen. Die Entgestaltung von Religion, die Tatsache also, daß die Religion ihre Konturen und ihre inneren Optionen verliert, daß ihre Allgemeinheit sich in Privatheit auflöst, bedroht sie.

HK: Wie könnte aber eine an sich wünschenswerte Konturierung gelingen, ohne daß alte Ängste gegenüber einem Mangel an Freiheitlichkeit und legitimer Individualität wiederbelebt werden?

Steffensky: Die Kirchenleitung ist Hüterin eines verspäteten Bewußtseins, das die individuelle Freiheit oft bedroht. Aber das Kirchenvolk mit seinem grundsätzlich modernen Bewußtsein von Subjektivität, Auswahl-, Wechsel- und Differenzierungsmöglichkeiten hat die Religion schon erobert. Man sieht das beispielsweise an der Frage der Sexualität, die völlig an der offiziellen Lehre der Kirchenleitung vorbei beantwortet wird. Es verblassen übrigens nicht nur Züge alter Religiosität. Es entstehen neue Konturen. Ich denke z. B. an das Fasten. In beiden Kirchen war dieser menschheitliche Brauch praktisch erledigt. Letzte Reste davon gab es im Katholizismus am Aschermittwoch und Karfreitag. Plötzlich belebt sich diese Form an ganz neuen Ecken: In der Ökobewegung, in der Friedensbewegung spielt sie eine Rolle. Menschen mit Lebenswünschen suchen Lebenskonturen. Man kann andere Beispiele nennen: die Bedeutung des Aschekreuzes in der amerikanischen Friedensbewegung, das Schweigen als eine politisch-religiöse Ausdrucksform in der Antirassismusbewegung.

HK: Setzt die Schaffung neuer oder die Wiederbelebung versunkener Gesten nicht aber die Einheit eines Lebensgefühls voraus, die heute nicht mehr ohne weiteres als selbstverständlich gegeben angenommen werden kann?

Steffensky: Es gibt eine Art lokale Einheit des Lebensgefühls, die Verständnisebenen für solche Formen wie das Fasten sind, im genannten Fall die Friedens- oder die Ökobewegung. Solche Gruppen sind aber zugleich Gruppen in der Gesamtkirche. Und so färbt das Verständnis für solche Gesten ab. Bestimmte religiös-politische Formen haben ihren eindeutigen Sinn am eindeutigen Ort. Sie wandern aus dem ursprünglichen Kontext aus, ihr Sinn wird dünner, aber er verflüchtigt sich nicht völlig. Das finde ich als Modell für die Kirche hoffnungsvoll: keine Gesamtgestalt, die gleich ist zwischen Tokio und Hawaii, sich vielmehr widersprechende und sich so in der Wahrheit vorantreibende Gruppen und Formen.

HK: Andererseits besitzt die heutige Weltkultur doch einen vereinheitlichenden, nivellierenden Zug, dem sich gerade auch die Religion mit ihren Bildern und Gesten nicht einfach entziehen kann.

Steffensky: Den Glauben gibt es nur im Dialekt, nicht in einem globalen Esperanto. Und so wird es auch mit den Gesten des Glaubens sein: An der einen Stelle sind sie blaß oder schon gestorben, in anderen Gruppen werden sie verstanden. Grundsätzlich aber ist die Konturierung durch Formen ungemein wichtig. Das haben wir gerade in den reformerischen Lagern der Kirche nicht immer bedacht. Wir waren hauptsächlich darauf aus, Inhalte zu lehren. Jetzt dürfen wir die Selbstkennzeichnungen durch Gesten, Rhythmen, Bräuche nicht länger vernachlässigen. Der Mensch vergewissert sich in liturgischen Landschaften. Ideen halten sich nur, wenn sie zu einer äußeren Landschaft aus Zeiten, Ritualen, Orten und Gesten werden.

„Es gibt eine Art Verluderung in der reinen Innerlichkeit“

HK: Zugleich gibt es aber auch – ich denke etwa an die Diskussion um die Errichtung eines zentralen Holocaust-Denkmal in Berlin – die Warnung vor einem vermeintlichen Zuviel an Ritualisierung, wobei Ritualisierung immer schon negativ verstanden wird.

Steffensky: Die Warnung ist richtig. Macht versucht sich nicht in Argumenten zu beweisen. Sie führt sich auf in Ritualisierung. Bei uns war die ritualreichste Zeit sicher die Nazi-Zeit. Befreiung ist seit Jesus über Luther bis zur Gegenwart Befreiung des in Ritualen eingefrorenen Lebens. Aber das andere ist auch wahr: daß die Erinnerung und daß die Lebenswünsche entexistentialisiert werden in nach außen gesetzten Zeichen. Erinnerung muß durch mehr getragen sein als durch die Kraft eines einzelnen Herzens. Die alte, ritualfeindliche Annahme lautete: Alles, was produziert wird, ist nur echt und authentisch, wenn es durch die existentielle und unmittelbare Kraft meines Herzens produziert wird. Man lebt von innen nach außen – das war der protestantisch-bürgerliche Lebensgestus. Inzwischen lernt man, daß man sich auch von außen nach innen lesen kann. Beispiel: In der Nähe unserer Universität hat die alte Synagoge gestanden, bis sie vernichtet wurde. Heute ist dort der Grundriß als Mosaik im Boden eingelassen. Wenn ich täglich an dieser Stelle vorbei gehe, erinnere ich mich nicht allein durch die Kraft meines eigenen Herzens. Das Mosaik ist Teil einer Landschaft, die mich erinnert. „Hier war es!“, sagt mir die bezeichnete Stelle täglich. Das Außen verhilft mir zum Innen, eben zur Erinnerung. Man kann sich selber bezeichnen mit der Wahrnehmung von Erinnerungszeiten und Erinnerungsorten. Es gibt eine Art Verluderung in der reinen Innerlichkeit. Die Lebenswünsche werden undeutlich, man wird sich selber undeutlich.

HK: Heißt das, daß der Wunsch, ich sein zu können, die Rituale und Gestaltwerdungen von gestern zu verlassen, falsch war?

Steffensky: Keineswegs! Es ist ja produktiv, gebauten Land-

schaften zu entkommen, die meine Subjektivität verhindern und in denen ich mich selber nur von außen nach innen verstehen darf. Gewissen und Rationalität werden so frei, der Kern der protestantisch-bürgerlichen Tugend. Es ist also wichtig, Ich sagen zu lernen, ebenso wie es wichtig ist, nicht nur Ich zu sagen und zu sein.

HK: Besteht nicht aber die Gefahr, daß Sie gewissermaßen Beifall von der falschen Seite erhalten, in dem Sinne, daß geantwortet wird: Das haben wir immer schon gesagt; jetzt endlich kommen die auch drauf.

Steffensky: Jede Wahrheit hat ihre Zeit. Wir könnten nicht legitim nach neuen Formen rufen, wenn wir nicht die Kunst gelernt hätten, mit den alten zu brechen und Lebenslandschaften abzuräumen. Ich traue keinem, der unter Kontinuitätszwängen steht. Ich bedaure die Abräumezeit Ende 68 nicht, die Zeit des großen Bildersturms. Das Neue kommt nicht ohne den Ruin des Alten. Die Fähigkeit, mit alten Bildern zu brechen, ist unerläßlich; ob sie ausreichend ist, ist eine andere Frage.

HK: Was macht für Sie den Unterschied aus zwischen dem, was berechtigterweise abzubauen war, und dem, was heute neu zu errichten wäre?

Steffensky: In traditionellen Zeiten waren wir Objekte der Landschaften, in denen wir gelebt haben; Objekte des Wissens, der Traditionen, der Formen. Sie waren nicht durchtränkt von unserer eigenen Subjektivität. Wir mußten unsere Identität den Toten von den Lippen lesen. Diese Landschaften durften nicht verändert werden, und daran sieht man den neurotischen Anteil eines solchen Zustands. Durch den Bruch haben wir gelernt, daß Landschaften veränderbar sind. Man lernt im Bruch beides: daß man aus den Totenhäusern fliehen kann und daß man in Demut die Toten mit ihrem Wissen und Lebensoptionen zu unseren Lehrern machen kann. Man darf zu Toten aber nur gehen, wenn man es gelernt hat, ihnen zu entrinnen.

HK: Damit Gesten ihre Wirkung entfalten können, braucht es auch einen gewissen Schutz, wenn man so will eine Tabuisierung. Ist es im einzelnen nicht schwierig, Tabuisierung im schlechten Sinne von nötigem Schutz vor willkürlicher Abänderung zu unterscheiden?

Steffensky: Gesten brauchen Schutz. Je verfügbarer die Welt für uns geworden ist, je weniger wir also durch Traditionen und Konventionen gehemmt sind, um so mehr muß man fragen, was man nicht berühren darf, ohne es zu zerstören. Wenn wir gegen die Willkür Bereiche der Unverfügbarkeit abgrenzen, bleiben wir Subjekte, und unsere Freiheit ist gewahrt. Tabuisierung im schlechten Sinn ist verordnet – von einer Macht oder durch eine undurchschaubare Tradition. Hier kann die Welt der Formen nicht verstanden werden als eine Welt des Spiels, es ist vielmehr eine Welt eiserner und zwanghafter Notwendigkeiten. Eine liturgische Landschaft, in der nicht gespielt und in der nicht gelacht werden darf, ist zerstörerisch.

HK: Für die Tabuisierung braucht es einen Bereich, der nicht völlig in die Verfügungsmacht des Individuums übergeben wurde. Wie soll das unter weitgehend individualisierten Verhältnissen gelingen?

Steffensky: Wir sind nicht völlig zerbrochen in unseren gemeinsamen Auffassungen vom Leben. Es gibt außerdem Gruppen in unseren Kirchen, die so etwas wie Wahrheitskerne sind und von denen Klärung und Verständigung ausgeht. Die Kirche hat sich also noch nicht völlig aufgelöst in einen Kranz von Seitenkapellen mit Privatkulten, die miteinander vermittelbar wären.

HK: Aber könnte die Notwendigkeit, zu solchen äußeren Zeichen und Ritualisierungen zu kommen, nicht Teil einer bestimmten Phase der kulturellen Entwicklung sein, die grundsätzlich als überholbar gelten kann?

Steffensky: Ich glaube das nicht. Ich glaube, daß die Bezo-genheit von Innen und Außen eine Konstante der Humanität sind. Der Geist spielt sich ab in der Form, und nicht ohne sie.

„Institution ist die Langfristigkeit des Geistes und der Erinnerung“

HK: Nun könnte man die Kirche selbst als eine solche Gestaltwerdung von Religion begreifen. Gerade der institutionelle Charakter von Kirche erlebt gegenwärtig aber eine massive Infragestellung. Wie läßt sich in der Kirche der Bereich des Unumgänglichen vom Veränderlichen und Veränderungsbedürftigen abgrenzen?

Steffensky: Wir verbinden – verständlich aus unserer Geschichte – mit Institution Macht, Zementierung und die Einteilung in oben und unten. Institution ist Struktur, das müssen nicht Oben-Unten-Strukturen sein. Institution ist die Langfristigkeit des Geistes und der Erinnerung. Sie hilft mir, aus meiner individualistischen und kurzfristigen Beliebigkeit herauszukommen in ein Gemeinsames und Übergreifendes. Kirche ist der Ort, an dem über die kurze Kraft der einzelnen hinaus die Bilder und die Geschichten der Freiheit gehütet und verkündigt werden, und zwar institutionell gesichert, jeden Sonntag um 10 Uhr. Es ist der Ort, an dem an jedem Sonntag die Lieder des Glaubens gesungen werden, ob mein Glaube ihnen nun nachkommt oder nicht. Es ist der Ort, der nicht durch mich errichtet werden muß, er ist da. Er ist meine heilsame Fremde.

HK: Das Plädoyer für die Notwendigkeit von zeitgenössischen Gestaltwerdungen ist das eine, etwas anderes aber der Umgang mit traditionellen Formen. Wie kann man sicherstellen, daß die Ausrichtung an Tradition und Traditionen nicht zur Entfremdung, zur Verhinderung von Selbststand und Authentizität wird?

Steffensky: Daß die Rettung der Subjektivität vor der ver-

schlingenden Tradition immer noch eine Frage von vielen ist, das bezweifle ich nicht. Aber ist es heute die Hauptfrage? Ist nicht die Hauptfrage, wie man sich selbst entrinnt, nachdem wir im Zusammenbruch der traditionellen Horizonte auf uns selbst geschleudert sind? Man muß aus der Beliebigkeit herauskommen, in der man alle Sprachen spricht, in der das tibetanische Totenbuch so wichtig ist wie das Matthäusevangelium. Man muß biographische Vorrangigkeiten herstellen und seine Hauptwichtigkeiten erklären, Texte zu Haupttexten erklären, sich somit als geistig beheimaten und Traditionen ergreifen.

HK: Sie betonen auffallend die Kargheit, die Begrenztheit des Subjekts, die Bereicherung durch das, was der einzelne gerade nicht aus sich hervorgebracht hat. Steckt dahinter ein eher pessimistischer Begriff vom Individuum?

Steffensky: Nur wenn ich unter dem Zwang stehe, durch mich selbst zu leben, muß ich niedergeschlagen und pessimistisch sein bei der Erkenntnis, daß das nicht gelingt und daß ich als monadisches Individuum nicht abendfüllend bin. Als Freiheit ausgedrückt heißt dies: Ich muß nicht nur ich sein. Das ist die Fähigkeit, sich trösten zu lassen durch das andere Leben. Es gehört zu unserer Schönheit, daß wir von Broten essen, die wir nicht selbst gebacken haben. Wenn man Kirche und wenn man Traditionen hat, kann man mehr spielen als man ist. Ich spiele unter der Maske des Glaubens meiner Geschwister den Glaubenden und den Hoffenden, obwohl ich vielleicht von mir aus nur ein Halbgläubender bin.

HK: Kann es nicht sein, daß sich die Frage nach dem Umgang mit Tradition und Traditionsgeleitetem je nach Alter und Lebenssituation sehr unterschiedlich stellt?

Steffensky: Es gibt in verschiedenen Lebensabschnitten verschiedene Aufgaben. Junge Menschen müssen zuerst ihre Subjektivität einklagen und Ich sagen lernen. Ältere Leute suchen eher Zusammenhänge. Darüber hinaus aber gibt es auch epochale Aufgaben. In Zeiten, in denen man in immer schon hergestellte Zusammenhänge hereingepreßt ist, beansprucht man das Recht, ein einzelner zu sein. In Zeiten in denen die Horizonte eingestürzt sind und in denen man das Leben als sporadisch und zufällig erfährt, sucht man die Zusammenhänge. Es ist ja kein Glück, mit sich allein zu sein.

HK: Wie kommt man aber dahin, daß die Fremdheit der Tradition auch tatsächlich als produktiv bereichernd erlebt wird und nicht nur als Hindernis für das Verständnis, als Schwelle ihrer Zugänglichkeit?

Steffensky: Die Fremdheit einer Tradition kann ebenso Hindernis wie Möglichkeit für die Aufnahme dieser Tradition sein. Es ist spannend, wieviel fremdes und in anderen Kulturen beheimatetes Gut heute angenommen wird. Ich nenne für mich selber ein kleines Beispiel: das in der evangelischen Kirche bekannte tägliche Lesen der Losung. Mir ist es wichtig, vielleicht gerade weil es nicht zu meiner Tradition gehört und mich damit auch noch nie verwundet hat. Den protestantischen Pfarrerssöhnen, die ich unterrichtete, ist dies völlig

fremd. Bekanntheit ist nicht nur eine Brücke, sie kann auch ein Hindernis sein.

HK: Die Zahl derjenigen, die sich mit Tradition im kirchlichen Raum schwer tun, ist dennoch groß. Wie können die Kirchen mit diesem Problem produktiver umgehen, als sie es bisher tun?

Steffensky: Tradition und Aufklärung dürfen nie mehr getrennt sein. Christen müßten Männer und Frauen des freien Geistes im Dienste der Erinnerung sein. Die Kirche müßte ihre Zwänge aufgeben, z. B. den Wörtlichkeitszwang, der die wirkliche Aufnahme des Evangeliums zerstört. Traditionen werden vernichtet, wo zwar ihre Annahme befohlen, ihre Interpretation aber verboten wird. Es ist, als ob man Leuten befiehlt, Nüsse zu essen, zugleich aber verbietet, daß die Nüsse geknackt werden. Ich muß mich auch vor Traditionen als Subjekt verhalten können. Ich muß prüfen, wählen und verantworten können. Zuhause kann ich nur sein, wo ich die Wahl habe, niemals aber im reinen Oktroi.

HK: Könnten es heute nicht gerade solche Traditionen besonders schwer haben, aus denen ein gewissermaßen totaler Lebensentwurf abgeleitet werden soll, während diejenigen leichter angenommen werden, die – mögen sie noch so fremd sein – in einem begrenzten Rahmen Anwendung finden?

Steffensky: Die alten Totalitäten gehören der Vergangenheit an. Einen vollkommenen Weltentwurf, in dem alle Fragen beantwortet sind, wird es nicht mehr geben – außer im Fundamentalismus, der allerdings eine reale Gefahr ist, wenn sich die Leute im Fragment nicht aushalten. Einer der wichtigsten religiösen Sätze heißt: ich weiß es nicht! Die geschlossenen Welterklärungen sind vergangen, Gott sei Dank! Glaube erklärt nichts. Religion wird immer dort gefährlich, wo sie zum Mittel der Welterklärung wird. Glaube heißt, im Fragment leben können und sich damit begnügen, im „undeutlichen Spiegel“ zu sehen. Einer totalitaristischen Ganzheit trauere ich nicht nach. Andererseits gefällt mir auch nicht die neue Lust an der Zusammenhanglosigkeit, die zufällige Behausung für kurze Zeit in einem religiösen Entwurf, die Verliebtheit in den ständigen Wechsel und das unverbindliche Flanieren durch die verschiedensten religiösen Häuser. Auch das ist ja eine Form des Konsumismus, unernst und unverbindlich.

„Die Kirche muß sich erst einmal beweisen, indem sie die Freiheit des Geistes zuläßt“

HK: Aber offensichtlich ist es nicht leicht zu begründen, warum eine solche Haltung zerstörerisch sein soll...

Steffensky: Wie überall muß ich mich entscheiden, um mir selber deutlich zu sein. Ich muß mich lokalisieren und meine Vorrangigkeiten und Lebensoptionen bestimmen. Man kann nur jemand sein, wenn man es aufgibt, alles zu sein. Der

Wunsch, in der omnipotenten Schweben zu sein ist gegenwärtig sehr groß. Man will nichts aus der Hand lassen, weder die Schriften der Sufis noch die tibetanische Weisheit noch das Christentum. Nun gut! Man muß dies ja auch nichts alle verbrennen, wenn man sich entscheidet. Aber ich muß erklären, was meine Muttersprache ist und was meine Muttertexte sind. Universalisten sind undeutlich, auch sich selber.

HK: Noch einmal: Warum ist ein im guten Sinne spielerischer Umgang mit Überliefertem dennoch allem Anschein so schwierig? Ist es das Mißtrauen den Kirchen gegenüber, sie dächten letztlich doch noch in Totalitätsentwürfen?

Steffensky: Ich glaube, die Sprache der Menschen – auch die religiöse – ist so gut, wie ihr Leben gut ist. Wenn das Leben karg, unerfüllt und durch vieles verdummt ist, dann wird die religiöse Sprache zwanghaft. Ist der Mensch sich seines Lebens und seiner Zukunft halbwegs gewiß, dann kann auch seine religiöse Sprache ihren poetischen und spielerischen Charakter gewinnen. Außerdem: wieviel Zeit und Mühe bringen Menschen eigentlich für ihre religiöse Bildung auf? Da braucht man keine Kirchenleitung, die Aufklärung vorenthält. Die Menschen verdummen sich schon selber, indem sie sich religiöse Bildung vorenthalten, die über den Kinderglauben hinausgeht.

HK: Wie immer sich die Kirchen im einzelnen verhalten, bleibt nicht bei vielen die Befürchtung, die Kirche, vor allem die katholische, könnte es mit der legitimen Freiheit des Subjekts weniger ernstnehmen als mit der möglicherweise nicht weniger berechtigten Kritik an zuviel Subjektivität?

Steffensky: Die Kirche muß sich erst einmal beweisen, indem sie die Freiheit des Geistes zuläßt, indem sie falsche Rollenunterschiede nicht weiter zementiert, indem sie Sexualität würdigt. Wenn das geschehen ist, ist die Stimme der katholischen Kirche außerordentlich wichtig. In vielem, was sie sagt, hat sie ja recht. Eine freie Kirche muß die Bedenken gegen die taktische Handhabung von Leben nennen, z. B. bei der Abtreibung, aber dies zugleich anders tun, als sie es macht. Sie könnte plädieren für die Langsamkeit des Lebens, für sanfte Tugenden, für passive Tugenden wie Geduld, Warten und Wachsenlassen. Die Konservativen sehen oft das Richtige, geben aber falsche Rezepte fürs Handeln.

HK: Je mehr man sich selbst aber an einem bestimmten Ort einrichtet, desto größer ist der Unterscheidungsbedarf. Für die traditionellen Grenzziehungen zwischen den großen Konfessionen wird heute aber in der Regel nur mehr wenig Verständnis aufgebracht.

Steffensky: Man kann es ja lernen, in anderen Glaubensdialekten Geschwister zu entdecken, damit die Grenze nicht aufzuheben, sie aber nicht als feindliche zu verstehen. Alte Zeiten haben sich oft darin erschöpft, sich von feindlichen Grenzen her zu verstehen und zu definieren. Vielleicht sind wir darin etwas weiter als ältere Generationen. Wir leben weniger in dem Zwang, uns dauernd abzusetzen gegen andere Glaubensversuche. Es ist eine große Befreiung, sich

nicht als der einzige und nicht als der Beste verstehen zu müssen.

HK: Eine Einebnung der Unterschiede zwischen den Konfessionen wäre Ihrer Ansicht nach also gar nicht wünschenswert?

Steffensky: Ich sehe in der Tat in diesen Unterschieden einen großen Vorteil. Wenn man Grenzen nicht mehr als feindliche verstehen muß, wird man entdecken, daß man nicht ohne Grenzen leben kann. Grenzen sind wichtig, und Grenzenlosigkeit ist gefährlich. Daß das Leben aus Andersheiten besteht, aus Protestanten, Katholiken und aus anderen Glaubensdialekten, aus verschiedenen kulturellen Herkünften, in denen man auf verschiedene Weisen Leben auffaßt und ausdrückt, das ist schön und produktiv. Ich wünsche kein McDonald-Christentum, das überall gleich schmeckt, gleich riecht – und gleich unappetitlich ist. Wenn Vereinigung der Kirchen ihre Vereinheitlichung bedeutet, dann ist das eine Zerstörung von kulturellen und geistigem Reichtum.

HK: Aber der Stellenwert historisch bedingter konfessioneller Identitäten wird geringer. Während es lange so aussah, als werde vor allem der Katholizismus protestantischer, zeigt sich bis heute im Protestantismus – für Katholiken z. T. wenig verständlich – ein hohes Maß an Interesse am Katholizismus.

Steffensky: Im Protestantismus ist die Sehnsucht nach der Stärke des Katholizismus groß, nicht die Sehnsucht nach Rom. Man schätzt die gestischen Fähigkeiten des Katholizismus und seine spirituellen Traditionen.

„Ich wünsche, daß die Sprache der beiden Traditionen nicht verloren geht“

HK: Nicht selten gibt es aber auch Beifall für Entwicklungen, die innerkatholisch nicht gerade konsensfähig sind; ich denke etwa an auffälligen Beifall von evangelikaler Seite zur Enzyklika „Evangelium vitae“...

Steffensky: Es gibt natürlich die falsche Sehnsucht nach Überkonturierung und fragwürdiger Klarheit, wie man sie im römischen Katholizismus vertreten sieht. Das meine ich nicht. Ich meine die Erkenntnis im Protestantismus, daß sein Individualismus und seine reine Innerlichkeit nicht genügen. Man könnte vom Katholizismus lernen, Kirche zu denken; zu denken, daß man nur als Subjekt im Zusammenhang leben kann.

HK: Könnte man nicht die Lage der katholischen Kirche in gewisser Weise tragisch nennen: auf Grund hausgemachter Schwierigkeiten bringt sie sich um eine an sich durchaus vorhandene Wirkung eigener Stärken?

Steffensky: Rom ruiniert vieles am Katholizismus. Mir liegt immer viel daran, Rom und den Katholizismus auseinanderzuhalten, denn beide haben nicht viel miteinander zu tun.

Rom hat z. B. durch seine Rigidität, durch seinen Autoritarismus und durch Fixierung auf Sexualität ein wichtiges spirituelles Instrument zerstört, die Beichte. Aber ich hoffe, daß die Kraft des Katholizismus größer ist als die Macht Roms. Geistige Strömungen, Erkenntnisse und Bräuche sind langfristig. So leicht kann auch das Amt den Geist nicht auslöschen.

HK: Ginge Ihnen ein Begriff wie Konvergenz zur Beschreibung mannigfacher Veränderungen in und zwischen den Konfessionen zu weit?

Steffensky: Diese Konvergenz gibt es natürlich, schon allein dadurch, daß die konfessionellen Gegenden nicht mehr geschlossen sind; daß man zusammen lebt und daß man gezwungen ist, sich wahrzunehmen. Ich wünsche jedenfalls, daß die Sprache der beiden Traditionen nicht verloren geht. Und ich wünsche, daß man die Infantilität überwindet, die verschiedenen Sprachen als eine Trennung im Glauben zu interpretieren und sich deshalb gegenseitig das Abendmahl zu verweigern.

HK: Bedingt nicht zuletzt durch Ihre eigene Biographie machen Sie sich stark für das Praktizieren einer gewissen „Zweisprachigkeit“ zwischen Protestantismus und Katholizismus. Diejenigen, die tatsächlich wechseln, nämlich konvertieren, gehören in der Regel gerade nicht zu denjenigen, die diese Zweisprachigkeit einfordern und praktizieren. Werden damit diesem Konzept nicht doch enge Grenzen gesetzt?

Steffensky: Ja, oft können gerade Konvertiten nicht zweisprachig sein. Sie neigen zu Entweder-Oder-Zwängen. Es gibt verschiedene Anlässe für Konversionen, oft sind einem die Gründe selber nur halbbewußt. Oft hängt eine Konversion mit der abgeschlossenen Phase einer Entwicklung zusammen, oft mit dem Zusammenbruch eines Lebensweges. Oft kommt es bei Konversionen zu Selbstlegitimierungszwängen, in denen man die eigenen früheren Wege verdammt. Es ist immer schade, wenn man sich von einem Teil seines eigenen Lebensweges abschneidet. Daß wir nicht zweisprachig sein können, hängt vielleicht auch an dem Zwang, unbedingt irgendwo ganz beheimatet sein zu müssen. Warum eigentlich? Ich schätze es sehr, ein Spieler zu sein, der in verschiedenen Häusern zu Hause spielen kann.

HK: Könnte Zweisprachigkeit nicht zu Lasten der gewünschten, eigenen Unverwechselbarkeit führen? Oder mehr noch: Könnte nicht die Gefahr bestehen, der konfessionellen Vielfalt noch eine weitere Spielart hinzuzufügen, eine Art Konfession der Nachkonfessionellen?

Steffensky: Ja, man kann sich auch verspielen und sich selbst undeutlich werden. Ich selbst habe mich lange einen evangelischen Theologen und einen katholischen Christen genannt, auch nach der Konversion. Ich sage das heute nicht mehr. Ich bin evangelisch mit vielem Katholischem, was ich mitgebracht habe. Irgendwann muß man aus dem Dazwischen heraus, wenigstens mit einem Fuß, damit man nicht vor sich selber verblaßt. Irgendwann muß man sagen: ich gehöre dazu – ohne in Totalitätszwänge zu verfallen.